

Der Dauerwaldgedanke – Sein Sinn und seine Bedeutung
Alfred Möller

Die Frakturschrift wurde gescannt und umgewandelt von drs. Daniel Hent, GK ELST (UT), Niederlande.

Das Foto auf dem Umschlag zeigt einen gemischten Dauerwald (Foto von St. Schneider)

Verlag

© Verlag Kessel 2021
alle Rechte vorbehalten
Eifelweg 37
53424 Remagen-Oberwinter

Kontakt

Tel.: 02228-493
Fax: 03212-1024877
E-Mail: webmaster@forstbuch.de

Homepage

www.forstbuch.de
www.verlagkessel.de
www.forestrybooks.com

Druckerei

www.business-copy.com

ISBN: 978-3-945941-68-3

Der Dauerwaldgedanke

Sein Sinn und seine Bedeutung

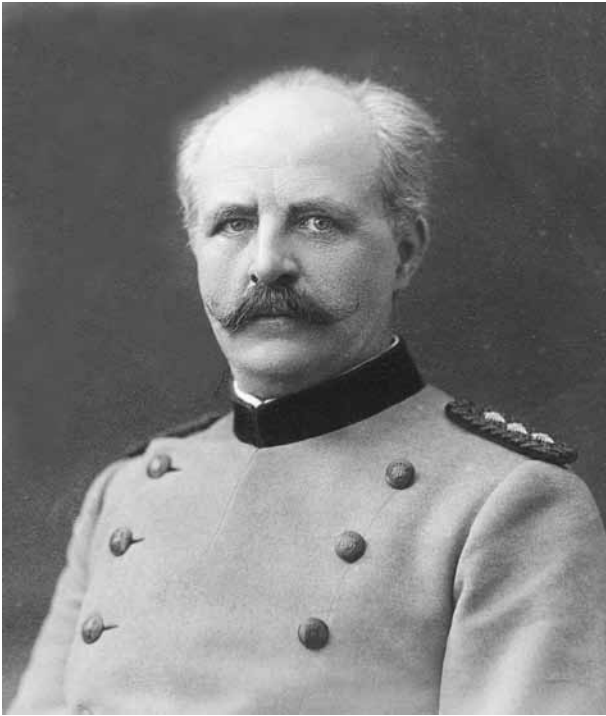
von

Prof. Dr. Alfred Möller

Preußischer Oberforstmeister und Direktor der Forstakademie
zu Eberswalde

Reprint der Ausgabe von 1922, Verlag von Julius Springer
gesetzt in eine moderne Schrift

Verlag Kessel
www.forstbuch.de
www.verlagkessel.de



Alfred Möller im Jahr 1914. Das Foto wurde freundlicherweise von der Hochschulbibliothek der Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde (HNEE) zur Verfügung gestellt.

Inhalt

Vorwort	7
Klaus Höppner	8
Dauerwald – die Vision für die nächsten 100 Jahre	9
Hans von der Goltz	11
Forstwirtschaft und Landwirtschaft.	13
I. Wie der Dauerwaldgedanke entstand	18
II. Wie der Dauerwaldgedanke aufgenommen und behandelt wurde.	34
a) Dauerwald ist nicht Plenterwald	35
b) Stetigkeit des Waldwesens als Ziel des Waldbaus, nicht: „Rückkehr zur Natur“	41
c) Erschöpfung des Bodens	55
d) Massenerzeugung des Dauerwaldes ist größer als die des schlagweisen Hochwaldes.	57
e) Die von Hagen-Donnersche Beurteilung des Plenterwaldes	72
III. Auswirkung des Dauerwaldgedankens in der forstlichen Praxis.	75
a) Dauerwaldwirtschaft ist überall und sofort möglich	75
b) Dauerwaldwirtschaft stellt hohe Anforderungen an den Wirtschaftler	77
c) Dauerwaldwirtschaft kann missbraucht werden	77
d) Dauerwaldwirtschaft fordert den Mischwald	79
e) Dauerwaldwirtschaft verzichtet nicht auf künstliche Kultur	81
f) Dauerwaldwirtschaft fordert reviereigenes Saatgut und daraus selbstgezogene Pflanzen	82
g) Dauerwaldwirtschaft fordert Ungleichartigkeit	83
h) Einwände gegen die praktische Durchführbarkeit	83
IV. Dauerwald und Forsteinrichtung.	92
V. Dauerwald und Forstästhetik.	109
Verzeichnis	111
Lebensdaten Alfred Möllers	116
Weitere Literatur aus dem Verlag Kessel	120

Vorwort

Vor annähernd einhundert Jahren, im Jahre 1922, erschien das Buch „Der Dauerwaldgedanke, sein Sinn und seine Bedeutung“. Es war das letzte Werk von Alfred Möller, kurz vor seinem Tode. Damit leitete er als Begründer des „Dauerwaldgedankens“ eine neue Ära des Waldbaus ein, speziell für die Kiefernwirtschaft Norddeutschlands.

Es dürfte kaum einen Forstmann gegeben haben, der das forstliche Handeln und Denken stärker beeinflusst hätte. Seine Veröffentlichungen über die Dauerwaldwirtschaft lösten eine beispiellose Wirkung und Gegenwirkung in der Forstwirtschaft und Forstwissenschaft aus. Niemals wurde ein Forstmann so gefeiert wie Möller nach seinem Dauerwaldvortrag auf der Dessauer Versammlung des Deutschen Forstvereins 1922.

Möllers Lehre ging von der Vorstellung aus, dass der Wald, d.h. der Baumbestand mit seinem Boden, ein Organismus sei. Diese Vorstellung führte ihn zu der Forderung, dass die natürliche Entwicklung des Waldes durch die Wirtschaft möglichst wenig gestört werden dürfe und dass die „Stetigkeit des Waldwesens“ gewahrt bleiben müsse. Folgerichtig lehnte Möller daher den Kahlschlag ab, weil er das Waldwesen von Grund auf zerstöre. Kernsätze von Möller in diesem Zusammenhang sind:

Kahlschlagswirtschaft *ist ein breiter, geebener, bequemer Weg, und ihrer sind viele, die darauf wandeln.*

Dauerwaldwirtschaft *ist ein schmaler, steiniger, steiler, dornenreicher Pfad, und noch sind es wenige, die auf ihm sich mühen. Aber es winkt ihnen ein hohes Ziel, die nachhaltige Erhöhung der heimischen Holzzeugung* (MÖLLER 1922, Reprintausgabe 2021, S.71).

Die Holznutzungen sollten so erfolgen, dass der Wald es „gar nicht merke“. Gleichgewichtszustand aller dem Wald zugehörigen Glieder, Gesundheit und Tätigkeit des Bodens, Mischbestockung, Ungleichaltrigkeit, überall genügender, intensiv zu pflegender Holzvorrat, das sind die Bedingungen, die Möller für eine Wirtschaft im Dauerwaldsinne forderte.

Möller wurde in der Vergangenheit oftmals fehlinterpretiert und missverstanden. Das lag u.a. daran, dass er wegen seines frühen Todes nicht

mehr selbst in die Diskussion um den Dauerwaldgedanken eingreifen konnte. Auf den Punkt bringt er seine Idee meines Erachtens mit folgendem Zitat aus dem Jahre 1921, ein Jahr vor seinem Tode:

Der Dauerwaldgedanke ist ein leitendes Prinzip für die wirtschaftlichen Maßnahmen der Betriebsführung, und seine sinngemäße Verfolgung wird unter den verschiedenen Verhältnissen zu Waldbildern führen, die ebenso grundverschieden voneinander sind, wie diejenigen, die heute vorliegen und von denen wir ausgehen.

Wer den tiefen Sinn dieses Gedankens erkennt, der hat auch Alfred Möller's Dauerwaldgedanken verstanden, nämlich die Idee als anzustrebende Wirklichkeit, frei von jeglichem Dogma.

Für die forstliche Praxis ist letztendlich der betriebliche Erfolg der Dauerwaldwirtschaft entscheidend. Zahlreiche meist private Forstbetriebe wirtschaften bereits seit Generationen erfolgreich nach den Grundsätzen des Dauerwaldkonzeptes. Die Strategie der naturnahen Waldbewirtschaftung, der sich auch die Landesforstverwaltungen verpflichtet fühlen, erweist sich als zukunftssträftig, ökologisch und effektiv. Es ist daher der Bewertung von HOFMANN (2010) zuzustimmen, der Möllers Dauerwaldkonzept als „Fahrerinne der ökologischen Waldwirtschaft in die Zukunft“ bezeichnete.

Das Werk von Alfred Möller ist heute so aktuell wie vor einhundert Jahren. Möller hat den nachfolgenden Generationen den Blick auf die Ganzheit des Waldes in allen seinen Beziehungen zur Umwelt und seiner Organismenwelt gelenkt, und er hat für die Waldbewirtschaftung mit seinem Dauerwaldmodell neue Wege in die Waldzukunft aufgezeigt und die Waldkunde wesentlich befördert.

Dank gebührt dem Verlag von Dr. Norbert Kessel, der diesen Nachdruck der Ausgabe von 1922 in sein Verlagsprogramm aufgenommen hat, gesetzt in eine moderne Schrift. Es bleibt zu wünschen, dass diese leserfreundliche Ausgabe möglichst viele Interessenten finden möge.

Klaus Höppner
Eberswalde im Mai 2021

Prof. Dr. Klaus Höppner war von 1998 bis 2013 Leiter der Landesforstanstalt Eberswalde/des Landeskompetenzzentrums Forst Eberswalde sowie von 1994 bis 2017 Vizepräsident des Deutschen Forstvereins.

Dauerwald – die Vision für die nächsten 100 Jahre

Die 100 Jahre alte Dauerwald-Vision von Alfred Möller hat bis heute nichts von ihrer visionären Aktualität verloren. Im Gegenteil, die die Vitalität des Waldes belastenden Wirkungen des Klimawandels führen uns sehr deutlich vor Augen, dass wir wieder lernen und / oder dazu in die Lage versetzt werden müssen, den Wald als Organismus, als ganzes Ökosystem zu betrachten. Es reicht zu seinem Schutz nicht, nur seine Bäume im Blick zu haben. Wir müssen verantwortlich mit dem standortgerechten Baum, über die kleinstandörtlichen Unterschiede bis hin zum kleinsten Bodenlebewesen bei seiner Bewirtschaftung umgehen. Je mehr Einzelelemente des „Organismus“ missachtet werden, desto instabiler wird sein Gesamtgefüge, so Möllers Überzeugung. Die nachhaltige Sicherung der inzwischen auch für uns Menschen lebenswichtigen Waldfunktionen wie Wasser- und Bodenschutz, Artenrefugium, O₂-Produzent und CO₂-Sammler hängen maßgeblich von der Stabilität des Waldes ab. Sie ist in die oberste Priorität einer verantwortlichen Waldbewirtschaftung gerückt, weil inzwischen nicht nur einzelne Baumarten, sondern der gesamte Wald betroffen ist.

Das Streben nach Maxima, wie z.B. maximaler Ertrag, maximale Biodiversität, maximaler Erholungswert, maximaler Bodenschutz erzeugt stets Verlierer. Wer maximalen Ertrag will, provoziert ein hohes Waldverlustrisiko und tritt die Ökologie mit Füßen. Wer maximale Biodiversität – vermeintlich durch Stilllegung des Waldes – fordert, verzichtet auf Bewirtschaftung, also auf den nachwachsenden Rohstoff Holz als Substitut für weniger umweltfreundliche Werkstoffe und vernichtet mehrere Millionen Arbeitsplätze und Betriebe. Wer, wie leider auf dem größten Teil der Deutschen Waldfläche, maximales Jagderleben mit hohen Schalenwildbeständen will, wird nie den gemischten Dauerwald erreichen.

Der von Möller vorgeschlagene Dauerwald verzichtet auf diese Maxima. Im Gegenteil, er begünstigt mit seiner „Stetigkeit“ von Holzvorrat, Zuwachs, Nutzung, Baumarten- und Altersmischung eine Waldstruktur, mit der möglichst viele Waldfunktionen auf der gleichen Fläche nachhaltig *optimal*, aber eben nicht nur eine maximal gesichert werden. Jede gesellschaftliche Gruppe muss zu Gunsten der Interessen anderer Gruppen ein wenig Abstriche von ihren Maximal-

vorstellungen machen. Daher spricht die ANW (Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft e. V.) beim Dauerwald auch gern von einem Toleranzmodell verantwortlicher Waldbewirtschaftung.

Im Gegensatz zu segregativen Waldmodellen, hier die Ertragsplanlage und nebenan der stillgelegte zukünftige Urwald, werden in dem integrativen Dauerwald-Modell alle Elemente der Nachhaltigkeit optimal gewährleistet. Der Boden wird durch Mischwald und Dauerbestockung nicht belastet, sondern geschützt. Die Wasserschutzfunktion ist durch stabilen Wald dauerhaft gewährleistet. Die Biodiversität ist standorttypisch, aber es werden eben einige besonders lichtliebende Arten des Kahlschlags in der Regel zwar nicht verschwinden, aber ins Minimum fallen.

Der von Möller propagierte Dauerwald mit der eindeutigen Forderung, bei der Waldbewirtschaftung das gesamte Ökosystem Wald in den Blick zu nehmen und einfühlsam die Stetigkeit zu beachten und zu steuern, sind das aktuelle Gebot der Stunde. Rigorose waldbauliche Maßnahmen, um ein definiertes Ziel im Zeitraffer erreichen zu wollen, sind von Übel. Plötzliche Änderungen einer Situation sind zu zusätzlichen Stressfaktoren für den Wald geworden.

Wir werden nur klimaresiliente stabile Wälder schaffen, wenn sich möglichst viele Waldelemente im Einklang mit den natürlichen Gegebenheiten und Prozessen befinden. Es wäre aber falsch zu glauben, dass sich die Möller'schen Elemente wie z. B. Mischung der Baumarten und Alter oder Stetigkeit von Vorrat und Zuwachs von allein ergeben. Nein, es bedarf der Bewirtschaftung, der Pflege. Sie muss sich jedoch auf das örtliche zum Teil einzelbaumweise Erkennen von Situationen stützen. Die flächige Anwendung von statischen Verfahren aus dem Lehrbuch hat im Dauerwald nichts zu suchen. Wir brauchen wieder mehr Forstpersonal oder Waldbesitzer, die die Zeit haben, im Wald genau hinzusehen und die Ökosystemkompetenz haben, aus dem Gesehenen die für die Dauerwaldentwicklung oder -sicherung richtigen Schlüsse zu ziehen. Zum Glück gibt es aktuelle Untersuchungen die belegen, dass sich dieser Aufwand auch wirtschaftlich lohnt.

Es bleibt festzuhalten, dass der von Alfred Möller vor 100 Jahren geforderte Dauerwald wohl ein wichtiges Modell für zukunftsfähigen Wald im Klimawandel ist. Die wesentlichen Elemente des Dauerwaldes sind heute so aktuell wie nie zuvor. Professor Christian Ammer fasste es bei seinem Gastreferat anlässlich der 100-Jahr-Feier „Dau-

erwald“ der ANW am 8. September 2020 wie folgt zusammen: „Es gibt viele gute Gründe (Ökonomie, Stabilität, Klimawandel, Ästhetik) auf großen Flächen auf ungleichaltrige und gemischte Wälder zu setzen, aber solche Bestände sind keine eierlegenden Wollmilchsäue“. Ich denke, wir können ganz zufrieden sein, wenn wir das Optimalmodell „Dauerwald“ konsequent anstreben und in einigen Jahrzehnten auf großer Fläche erreichen.

Gut, dass unser Standardwerk der ANW nun neu aufgelegt worden ist. Den interessierten Dauerwald-Praktikern kann ich die Lektüre nur sehr empfehlen.

Hans von der Goltz

Bundsvorsitzender der ANW im Mai 2021

Forstwirtschaft und Landwirtschaft.

Jeder praktische Forstwirt, jeder Waldbesitzer, jeder Lehrer und Erzieher der forstlichen Jugend und nicht zuletzt unsere ganze Volkswirtschaft ist an dieser Sache in höchstem Maße interessiert. Eberbach (4)¹

Forstwirtschaft, so sagt man wohl, Landwirtschaft und Gärtnerei sind Schwestern, Töchter der gemeinsamen Mutter Bodenwirtschaft; und gewiss liegt dieser Betrachtungsweise eine Wahrheit zugrunde, sie kann daher nützlich wirken. Sie kann z. B. den fruchtbaren Gedanken einer „Hochschule für Bodenkultur“ fördern und stützen.

Derartige allgemeine Wendungen können aber, gleich Schlagworten, ebenso auch schädlich werden – es kommt ganz auf ihre Verwertung an; sie sind daher, wie die Schlagworte, nicht ungefährlich, und sie werden umso leichter gefährlich, je einleuchtender und bestechender sie dem unbefangenen Hörer sich aufdrängen. Am schlimmsten ist es, wenn sie vom großen Publikum wie feststehende Wahrheiten betrachtet werden, Grundlagen, auf denen man ohne weiteres Folgerungen aufbauen könnte.

So liegt es mit der Schwesternschaft von Landwirtschaft und Forstwirtschaft. Jedermann weiß zwar, wie verschieden voneinander Schwestern sein können; wenn die älteste mit ausgesprochener musikalischer Begabung ihre Ausbildung mit Vorteil auf einem Konservatorium erhält, – was für eine Torheit würde es sein, die jüngere, rein hauswirtschaftlich veranlagte, auf das Konservatorium, anstatt in eine Haushaltsschule zu schicken! Ähnliches ist aber in unserm Falle schon öfter versucht worden. Da die ältere erfahrene Schwester Landwirtschaft durch gründlich erforschte und erprobte Anwendung künstlicher Düngemittel großartige Erfolge erzielt hatte, so wurde sie der jüngeren Schwester Forstwirtschaft zum Muster aufgestellt: Wie rückständig bist du, lerne von deiner älteren Schwester! und doch weiß man, dass dieselbe Gabe von Chilesalpeter, die dem Acker wohltut, die Fichtenkultur rettungslos zum Absterben bringt. Weil Fruchtfolge wohlerwogener Art der älteren Schwester Segen bringt, sollte die jün-

¹ Die eingeklammerten Zahlen verweisen auf das Literaturverzeichnis am Schlusse.

gere auch damit beglückt werden. Auf diesen Gedanken konnte wahrlich nur kommen, wer sich mit dem Dogma der Schwesternschaft in seinem Verständnis begnügte, die tiefe Wesensverschiedenheit der Geschwister aber nie begriffen hatte. Die Landwirtschaft ist die erheblich ältere Schwester, unendlich viel mehr Köpfe und Hände standen und stehen und müssen stehen in ihrem Dienste. So ist es freilich nicht zu verwundern, dass landwirtschaftliche Grundgedanken und Auffassungen bewusst und unbewusst Paten standen, als die kleine Forstwirtschaft geboren ward. Gar oft ist land- und forstwirtschaftliche Tätigkeit in einer Hand vereint, aber da war die ältere Schwester das Lieblingskind und die jüngere musste sich oftmals mit der Rolle des Aschenbrödels begnügen. Man achtete es nicht groß, was ihr treuer Fleiß beschaffte, Brennholz und Schirrhholz für die Wirtschaft, nach Bedarf auch mal etwas Bauholz für einen Um- oder Neubau.

Aschenbrödel hat sich herausgemacht, ist gewachsen trotz schlechter Behandlung, stolz stellt sie ihre Erträgnisse neben diejenigen der großen Schwester; man behandelt sie nun freundlicher, lobt sie und sagt: brav, brav, nun schaffe nur tüchtig so weiter. Ihres inneren Wertes aber nun bewusst, reckt Aschenbrödel sich in ganzer Höhe und sagt: ja, das will ich wohl tun, aber dann verlange ich auch, dass ihr nun endlich mich als mündig erklärt und Rücksicht auf meine mir angeborene Eigenart nehmt, und mich schaffen lässt nach meinen eigenen Gesetzen. Freundlich wollen wir Schwestern zwar nach wie vor zueinander halten und uns gegenseitig unterstützen, aber gestehet, dass landwirtschaftliches vom forstwirtschaftlichen Denken verschieden und jedes für sich berechtigt ist, und messt nicht mit zweierlei Maß. Was sagt der Landwirt, wenn die Zeit der Kartoffelernte naht und es ihm schwer fällt, die nötigen Arbeitskräfte zu gewinnen? Stellt er sich resigniert hin und spricht: Leider müssen die Kartoffeln erfrieren oder verfaulen, denn ich kann keine Leute zum Buddeln bekommen? Nein er sagt, ich muss Leute beschaffen, auf alle Fälle, denn die Kartoffeln dürfen nicht verderben. Wieviel aber unterbleibt an forstlicher Kultur- und Pflegearbeit, weil „keine Leute zu bekommen sind“, oder die Leute nicht kommen, da der Verdienst sie nicht lockt? Und warum dies? Dass die Kartoffeln der Nutzung verloren gehen, wenn sie nicht geerntet werden, sieht jeder, dass durch unterlassene Kultur- und Pflegearbeit Holz uns verloren geht, macht man sich nicht klar, auch wenn man zugibt, dass wir ohne genügend Holz ebenso wenig leben

können, wie ohne genügend Kartoffeln. Und den tieferen Grund für solches Geschehen finde ich eben darin, dass der Wald bei uns ganz allgemein mit landwirtschaftlichen Grundanschauungen betrachtet wird. Die Landwirtschaft zieht einjährige oder kurzlebige, die Forstwirtschaft langlebige Kulturpflanzen; das ist der ganze Unterschied, der vor aller Augen liegt. Tausendmal ist der Unterschied beider Bodenwirtschaftsformen dahin ausgesprochen, dass bei der unseren Saat und Ernte durch so lange Zeiträume getrennt sind, während sie bei der Landwirtschaft verhältnismäßig schnell aufeinander folgen. Wie oft wird deklamiert: wir ernten, was wir nicht gesät haben und säen, was wir nicht ernten werden oder im schönen dichterischen Ausdruck:

„Es ist nicht schwer und nicht verdienstlich eben,
Wenn sicher uns der Lohn und das Gelingen,
bereit zu sein zu nützlichem Bestreben; –
Verdienst ist nur das unbelohnte Ringen.
Solch Ringen ist des grünen Manns Gewerbe;
Was er gesät, was er gepflegt mit Liebe;
Des Lohns dafür ist meist ein anderer Erbe –
Was blieb ihm, wenn die Waldluft ihm nicht bliebe?“

Sehr schön, aber falsch, grundfalsch, möchte ich dagegen sagen. Das ist der Erfolg landwirtschaftlichen Denkens über den Wald, das darin gipfelt, dem Forstmann eine nahezu übermenschliche Resignation als seinem Berufe eigentümlich aufzudrängen. Nein, auch ihm kann beschieden sein, „dass er im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand“ und sich daran erfreut und aus dieser Freude am Erfolg Ansporn zu neuer Tat empfangt. Aber er muss erst völlig umdenken lernen. Jetzt geht die allgemeine Vorstellung dahin, dass der Acker in Schläge, die Forst in Jagen oder Distrikte oder Abteilungen zerlegt ist, dass auf den Schlägen Roggen, Weizen, Rüben, Kartoffeln usw., auf den forstlichen Abteilungen Kiefern, Fichten, Eichen, Eschen usw. angebaut werden. Auf beiden wachsen die Kulturpflanzen gleichaltrig in die Höhe bis zur Reife, die auf den Schlägen nach einigen Monaten, auf den forstlichen Abteilungen nach vielen Jahren eintritt, dann kommt die Ernte, welche den Boden kahl hinterlässt, und seine neue Bestellung, die einen neuen Pflanzenbesatz fordert. Auf solcher Vorstellung beruht unsere ganze Forsteinrichtung mit der Festsetzung einer Umtriebszeit, d. h. einer bestimmten zwischen Saat und Ernte festgesetzten Zeit für die Abteilung, nicht für den Baum;

mit dem Flächenfachwerk, mit den Perioden, mit dem ganzen Ertrags-
tafelwerk. Bei Waldwertrechnungen arbeitet man mit solchen Begrif-
fen, prolongiert die Kultur- oder diskontiert die Ernteerträge auf den
erforderlichen Zeitpunkt, alles in der Vorstellung, ob Feld, ob Wald,
im Wesentlichen ist es im Grunde gleich, nur dass man dort nach Ta-
gen, hier nach Jahren rechnet. – Indessen ergibt sich wenigstens eine
Unstimmigkeit sehr bald, die auf eine wesentliche Verschiedenheit
hinweist. Der Wald liefert oft erhebliche Nutzungen zwischen Saat
und Ernte. Wenn alle angebauten Roggenpflanzen zur Ernte gelangen,
so erreicht von den angebauten Bäumen nur ein sehr kleiner Teil das
vorausbestimmte Alter der Ernte. Da erfand man den Ausdruck Zwi-
schen- oder Vornutzung, weil man sich von dem Begriff der Haupt-
oder Endnutzung nicht trennen konnte. Vergessen ist bei alledem nur
eins: die Kulturpflanzen des Landwirts gehen im ersten oder zweiten
Lebensjahre ihrem natürlichen Tode entgegen, ihr Alter, ihre Erntezeit
ist in ihrer Natur begründet. „Wenn man“ aber „einen Baum als ein
Aggregat von ebenso vielen verbundenen Individuen hält als er Knos-
pen an seiner Oberfläche entwickelt hat, so kann man nicht darüber
staunen, indem ohne Unterlass neue Knospen auf die früheren fol-
gen, dass das sich ergebende Aggregat keinen notwendigen Endpunkt
seines Bestehens hat“ (De Candolle). Und wie der Baum, so hat erst
recht die Vegetationsform Wald keinen notwendigen Endpunkt ihres
Bestehens. Der alten Vorstellung ist es willkommen, wenn die soge-
nannten Zwischennutzungen verhältnismäßig selten und in bestimm-
ten Intervallen und in bestimmter Menge gewonnen wurden, damit
sie als D_a , D_b und so weiter in die Formel gesetzt werden können, da-
mit die Ertragstafel sie angeben kann. Fortgeschrittene Beobachtung
des Waldwesens führt aber den praktischen Forstmann zu immer häu-
figeren pflegenden Eingriffen, schließlich zu jährlichem Durchgehen
des Waldes mit der Axt, und das Maß des Eingriffs lässt er sich nicht
vorschreiben durch eine Tabelle, sondern durch das Bedürfnis des
Waldes selbst. Was er dabei an Holz entnahm, das wurde seine Ernte,
nicht Vor- oder Zwischen-, sondern eigentliche Haupt-, freilich nie-
mals Endnutzung, und es ergab sich, dass solche für unbegrenzte Zeit
möglich wurde, ohne dass jemals eine Endnutzung auftrat. Der Wald
wurde ein lebendiges Wesen ewiger Dauer und seine Bewirtschaftung
eine Dauerwaldwirtschaft. Waldwirtschaft, wenn sie unseren Zwecken

am besten dienen soll, kann nur Dauerwaldwirtschaft sein, eine andere wirklich rationelle Wirtschaft gibt es gar nicht.

Diesen Gedanken als Leitgedanken für allen Waldbau halte ich für neu, seine Weiterentwicklung für nützlich, und ich glaube, dass, wenn er Allgemeingut aller Forstleute würde, von diesem Augenblick an allerdings eine neue Epoche waldwirtschaftlicher Arbeit gerechnet werden dürfte.

Das ist es, was ich im Folgenden näher zu begründen versuchen möchte.

I. Wie der Dauerwaldgedanke entstand.

Es sei mir gestattet, darzustellen, durch welche Einflüsse ich auf den Gedanken des Dauerwaldes geführt worden bin. Eine solche Darstellung wird am besten geeignet sein, über den Sinn, den ich mit dem Worte verband, volle Klarheit zu schaffen. Bis heute ist aus den zahlreichen Aufsätzen zu dieser Frage deutlich zu ersehen, dass nur erst ein Teil meiner Fachgenossen richtig verstanden hat, was ich meine. Ein literarischer Kampf kann aber nur dann fruchtbar werden, wenn sein Gegenstand eindeutig und klar bestimmt ist. Die Frage, was ist Dauerwaldwirtschaft? muss also zunächst erschöpfend und derart beantwortet werden, dass Missverständnisse, wie sie bisher den Meinungs-austausch darüber begleiteten, ausgeschlossen werden. Indem ich also versuche, so gewissenhaft als möglich den Quellen nachzugehen, welche mir im Laufe des Lebens zuströmten und mein forstliches Denken auf die Dauerwaldwirtschaft hinleiteten, werde ich nicht nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, sondern es wird auf diese Art auch die beste Gelegenheit sich finden, die Grundlagen des Dauerwaldgedankens allseitig aufzudecken und klarzulegen; der Vorwurf, als hätte ich leichtfertig oder aus Neuerungssucht ein neues Schlagwort erfunden oder den Versuch gemacht, die forstlich literarische Nomenklatur durch einen überflüssigen neuen Ausdruck zu verwirren, wird alsdann haltlos in sich selbst zusammenfallen.

Als ich im Jahre 1878, damals Primaner, meinem darob sehr erstaunten Vater den Wunsch vortrug, Forstmann zu werden, nicht weil die Jagd, von der ich als Stadtkind noch kaum etwas wusste, mir es angetan hätte, sondern weil ich einen Beruf mir wünschte, der praktische Tätigkeit auf Grund botanischer Studien erforderte, da sah mein Vater sich in den Buchhandlungen nach einem passenden Weihnachtsgeschenk um und legte mir Roßmäßler „Der Wald“ auf den Gabentisch. Diese Wahl war vortrefflich und wurde vielleicht entscheidend für mein forstliches Leben. Roßmäßler spricht in der Vorrede seines prächtigen Werkes den Zweck desselben dahin aus, dass es helfen solle, „den Wald unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen“; es solle dazu beitragen, „eine tiefere Einsicht in den Wald und seine Bewirtschaftung, in sein Leben und seine Bedeutung zu fördern“. Und an anderer Stelle: „Der Wald ist es wert und verdient es um uns jeden

Augenblick, dass wir unter seiner schönen Außenseite auch die innerlichen Regungen seines Lebens aufsuchen.“ Da war der Begriff, dass der Wald ein Leben habe, ein lebendes Wesen darstelle, schon klar angedeutet, und es hat mich oft gewundert, dass ich von diesem Leben des Waldes in meiner Studienzeit in den akademischen Vorträgen in Eberswalde kaum etwas gehört habe.

„Wir fühlen und wissen“, sagt Roßmäßler, „dass der Wald nicht bloß aus Bäumen besteht“, aber, „es fehlt unserer reichen Sprache ein Wort, um es damit kurz und rund auszudrücken, in welcher Weise der Wald ein formreicher Inbegriff von Körpern und Erscheinungen ist“. Ich glaube das Wort nun gefunden zu haben, der Wald ist eben ein Lebewesen (ein Organismus).

Auch Roßmäßler schwebt dieser Gedanke vor, wenn er nach Betrachtungen über den Waldboden schließt: „Wir haben den innigen Lebenszusammenhang zwischen ihm (dem Waldboden) und dem Walde oder vielmehr den Bäumen – denn ein Teil des Waldes ist er ja selbst – erkannt, und unsere Blicke, die wir aufwärts in die Wipfel richteten, wurden immer aufmerksamer und immer fragender.“ Oder „Achte man bei seinen Waldgängen darauf, dass die Pflanzen, welche zwischen den Bäumen und Büschen den Waldboden bedecken, ganz andere sind, als welche draußen auf Wiesen und Feldern unter dem unmittelbar auffallenden Sonnenstrahl gedeihen. Es gewinnt dadurch unsere Auffassung des Waldbegriffs an Klarheit und Schärfe; wir erkennen in ihm ein tausendfach zusammengesetztes Ganzes, an welchem jedes Glied seine bestimmte Stelle einnimmt“. In diesem Satze ist auf das beste ausgedrückt, was man mit einem richtig verstandenen Worte als ein Lebewesen bezeichnen kann. War nun diese Auffassung richtig, so musste sie bei der Behandlung des Waldes auch richtunggebend sich auswirken; davon aber sah und bemerkte ich nichts, und in den Waldbauvorträgen, die ich hörte, ward jener Gedanke niemals erwähnt. Nur allein Ramann, der Anfang der achtziger Jahre hier in Eberswalde die Grundlagen einer selbständigen Wissenschaft Bodenkunde legte, und sich jedes lernbegierigen Studenten in aufopferungsvollster Weise annahm, lehrte mich den Roßmäßlerschen Gedanken besser verstehen. Hatten wir die Waldböden in allerlei Arten einzuteilen und zu charakterisieren gelernt, so dann erfahren, dass man für jede Holzart so und so viel Güteklassen des Standortes unterscheide, dass sie auf deren jeder eine bestimmte

Leistung an Höhe und Masse in bestimmter Zeit zu erreichen befähigt wären, so machte es einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mich, als Ramann uns den Bleichsand als unter dem Einfluss bestimmter Bodendecke in verhältnismäßig neuer Zeit entstanden erkennen ließ, als er die besondere Schichtung und Färbung usw. eines Bodeneinschlages als geworden unter dem Einfluss der Vegetation erklärte. Der Wald also veränderte den Boden, er schaffte sich seinen Boden, er beeinflusste ihn, aus dem er wieder seine Nahrung entnehmen sollte. So war also der Boden nicht das starre, unveränderliche, tote Postament, auf dem sich der Wald als etwas von ihm zu Trennendes erhob, beide waren miteinander verbunden und beeinflussten sich in lebendiger, dauernder Wirkung gegenseitig, wie die Organe eines Organismus.

Von allen Vorlesungen, welche die Forstakademie mir bot, machten den nachhaltigsten Eindruck die formvollendeten, glänzenden Vorträge Brefelds über allgemeine sowohl als systematische Botanik. Da ich diese eifrigste zu Hause nacharbeitete, empfand ich gar bald das Bedürfnis, jenes Werk, unter dessen gewaltigem Einfluss die gesamte Naturwissenschaft jener Tage sich befand, Darwins „Entstehung der Arten“ gründlich zu studieren. Das berühmte 3. Kapitel dieses Werkes trägt die Überschrift: „Struggle for existence“, was mir nach allgemeinem Brauche mit „Kampf ums Dasein“ treffend übersetzen. Ist der Inhalt dieses Kapitels auch wohl Gemeingut der Naturforscher geworden, so leider nicht aller Forstleute, obwohl gerade diese viel daraus hätten lernen können. Sei es darum gestattet, hier einige Stellen daraus wiederzugeben, die für unsere Betrachtung besondere Bedeutung beanspruchen:

„Nichts ist leichter, als in Worten die Wahrheit des allgemeinen Wettkämpfers ums Dasein zuzugestehen, aber auch nichts schwerer, als, wie ich wenigstens gefunden habe, dieselbe beständig im Sinne zu behalten. Bevor wir aber solche dem Sinne nicht fest eingepägt haben, wird der ganze Haushalt der Natur, mit all den Tatsachen über die Verteilungsweise, die Seltenheit und den Reichtum, das Erlöschen und Abändern in derselben nur dunkel oder ganz unrichtig begriffen werden. Wir sehen das Antlitz der Natur in Heiterkeit strahlen, wir sehen oft Überfluss an Nahrung: aber wir sehen nicht oder vergessen, dass die Vögel, welche um uns her sorglos ihren Gesang erschallen lassen, meistens von Insekten oder Samen leben und mithin beständig Leben zerstören; oder wir vergessen, wie viele dieser Sänger oder ihrer Eier oder ihrer Nestlinge unaufhörlich von Raubvögeln und Raubtieren zerstört werden: wir behalten nicht immer im Sinne, dass, wenn auch das Futter jetzt im Überfluss vorhanden sein mag, dies doch nicht zu allen Zeiten des Umlaufenden Jahres der Fall ist.“